



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

*: Der Fluch der Größe

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Der fluch der Größe



ind große Männer wirklich im gewöhnlichen Sinne glücklich? Man wird diese Frage schwerlich ohne weiteres bejahen wollen. Gewiß haben sie mehr oder weniger zahlreiche Stunden stolzer und froher Erhebung, in denen ihnen das Bewußtsein ihrer Bedeutung, das Hochgefühl ihrer Erfolge die Seele schwellt; aber die Erinnerung an eine ungeheure Verantwortung wird dieses vorübergehende Glücksgefühl immer wieder dämpfen und zurückdrängen. Sogar ein Bismarck wollte in einem langen Leben voll der größten Erfolge nur von wenig Stunden ungetrübbten Glückes wissen. Und wie er, so haben auch andre große Männer ein wirkliches, innerliches Glück nur im engsten Familienkreise gefunden; andre haben auch dieses schmerzlich entbehren müssen, zumal Fürsten, denen die Wahl der Lebensgefährtin zu allen Zeiten so oft durch äußerliche Rücksichten auferlegt worden ist, wie z. B. Friedrich der Große.

Woher kommt das? Wie erklärt es sich, daß an dem Leben großer Männer so häufig etwas wie ein Fluch haftet, daß es so oft etwas Tragisches hat? Die Griechen sahen darin den Neid der Götter, die den Menschen keine Annäherung an ihre Sphäre erlauben, oder sie schrieben das der *ὕβρις* zu, dem über das Menschliche hinausgehenden Streben, das, indem es die Schranken des allgemein Menschlichen überschreitet, die sittliche Vergeltung herausfordert; ja Herodot hat auf diese Idee seine ganze geschichtsphilosophische Anschauung begründet, und die attischen Tragiker werden nicht müde, vor der *ὕβρις* zu warnen, deren Typus ihnen Tantalos und die Tantaliden sind, und die *σωφροσύνη*, die Selbstbescheidung und Selbstbeschränkung zu preisen. Sie wußten wohl, warum sie es thaten. Denn die antiken Menschen, durch kein festes, objektives Sittengesetz in ihrer Selbstsucht gebändigt, neigten an sich zur *ὕβρις* und gereichten ihrem Vaterlande trotz reichster Gaben oft weniger zum Segen als zum Fluch. Der Typus des „Übermenschen,“ der rücksichtslos seinen Instinkten und seinen Interessen folgt, ist keineswegs modern, sondern antik, nicht christlich, sondern heidnisch, schon deshalb, weil die antike Gottesidee

zwischen der Gottheit und dem Menschen keine so unüberbrückbare Kluft befestigte wie das Christentum. Wenn heute der Typus wieder aufgetaucht ist, so ist das rein theoretisch; unsre nervös gewordne Männerwelt hat nicht das Zeug dazu, ihn zu verwirklichen. In die Reihe der antiken Übermenschen gehört Alkibiades von Athen, der abwechselnd Hochverräter und Retter seines Vaterlandes ist, heute zum Tode verurteilt, morgen jubelnd begrüßt wird, gehört aber auch Alexander der Große, seitdem er sich als Sohn eines orientalischen Gottes proklamierte und damit die Vergöttlichung der Herrscher einleitete, die im Knechtsinn der Völker ihre Ergänzung fand, gehört endlich Cäsar, der sie auf das Abendland übertrug und schließlich doch daran zu Grunde ging, daß er mit der Aufrichtung seiner thatsächlichen Alleinherrschaft zwar das politisch Notwendige that, aber in dem Gefühl einer ungeheuern Überlegenheit mit den Einrichtungen und Anschauungen seines Volks allzu schroff brach, sodaß nicht er der Gründer des Kaisertums wurde, sondern sein maßvollerer Adoptivsohn und Nachfolger Augustus. Das Christentum steigerte das Gefühl der sittlichen Verantwortlichkeit und drängte damit die alte *ἕβρις* zurück. Wohl lebte seitdem in den Herrschern das Bewußtsein, von Gottes Gnaden zu sein, keine irdische Gewalt über sich zu haben und also auch keiner verantwortlich zu sein; aber gerade diese Empfindung schärfte das Verantwortlichkeitsgefühl, und in den bedeutendsten Fürsten des Mittelalters, wie es Karl der Große und Otto der Große waren, am meisten. Wenn sie Ungewöhnliches und vielleicht Unerreichbares wollten, die politische Zusammenfassung der westeuropäischen Kulturvölker, so floß dieser großartige Gedanke nicht aus der Selbstüberhebung, der *ἕβρις*, sondern aus einem hohen Ideal. Vollends die großen Hohenzollern haben dieses Verantwortlichkeitsbewußtsein im höchsten Maße empfunden; Friedrich II., der auf sein ererbtes Königsrecht so stolz war wie irgend einer, betrachtete sich doch als den ersten Diener seines Staats und hat danach bis zu seinem letzten Augenblick gehandelt. Dagegen zeigt Napoleon I. in der Maßlosigkeit seiner größten Pläne etwas von antiker *ἕβρις*, ganz natürlich, weil er ein Usurpator war, der alles seiner eignen Kraft verdankte und mit dem Volke, das er beherrschte, als ein Stammfremder gar keine innern Beziehungen hatte, darum auch die sittlichen Schranken und Pflichten nicht kannte, die eine ererbte Gewalt und der Zusammenhang mit dem eignen Volke dem Herrscher ziehen. Sogar Ludwig XIV. hat trotz aller Neigung zur Selbstvergötterung niemals so durchaus unfranzösische, persönliche Politik getrieben wie Napoleon I., weil er eben ein Bourbon und ein Franzose war.

Aber wenn der Fluch der *ἕβρις* nur noch selten an einem großen modernen Leben haftet, so ist ein anderer fast unvermeidlich und zu allen Zeiten mit menschlicher Größe verbunden gewesen, die innere Einsamkeit, das Gefühl der Vereinsamung. Jeder große Mann hat etwas Dämonisches an sich, etwas, was über das allgemein Menschliche hinausgeht und darum von den Menschen nicht verstanden, nicht empfunden wird. Stehn sie ihm in ihrer Empfindungsweise fern, so bleibt auch er ihnen in der seinen fremd. Wenn die Menschen

am Kleinen, Einzelnen, Gewöhnten haften, wenn ihre beschränkte Sehraft nur über ein enges Gesichtsfeld hin reicht, so überschaut der große Mann weite Fernen und innere Zusammenhänge, von denen der Durchschnittsmensch nichts ahnt. Darum sind diesem seine Handlungen oft ganz unverständlich, und die Kritik, die er an ihnen zu üben versucht, fällt deshalb oft so kindisch unreif aus. Auf der andern Seite wird deshalb die niedrige Schätzung der Menschen, ja die Menschenverachtung eine ganz natürliche Empfindung, nicht nur bei Feldherren, wo die Geringschätzung des Einzellebens einem großen Zwecke gegenüber in der Natur der Sache liegt — keiner ist darin weiter gegangen als Napoleon I. —, sondern auch bei Staatsmännern, die immer das Ganze im Auge haben müssen. Beiden werden die Menschen deshalb nur Werkzeuge, Schachfiguren, die sie hin- und herschieben oder beiseite werfen, ohne viel nach ihren Empfindungen und Sonderinteressen zu fragen. Bei Friedrich dem Großen war das namentlich in der zweiten Hälfte seiner Regierung ein besonders ausgeprägter Zug, und Bismarck hat nicht anders gehandelt; was ihm in den Weg kam, das schob er beiseite oder zertrat er. Noch in seinen „Gedanken und Erinnerungen“ klingt das nach in den herben, oft geradezu schonungslosen Urteilen, die er über fast sämtliche Persönlichkeiten seiner Umgebung fällt, und die alles andre sind als historische Wahrheiten; denn die relative, wenigstens subjektive Berechtigung eines abweichenden Standpunkts kommt ihm gar nicht in den Sinn, eben weil er immer als handelnder Staatsmann schreibt, nicht als Historiker. Darum ist ihm das Gefühl innerer Vereinsamung, trotz des innigen Verhältnisses zu Frau und Kindern und trotz des regen lebendigen Verkehrs, worin er fast bis zuletzt gestanden hat, schwerlich erspart geblieben, so wenig wie Friedrich dem Großen. Wird ihm doch die Äußerung einem hohen Beamten gegenüber zugeschrieben: „Haben Sie noch das Bedürfnis, Ihre Mitarbeiter zu achten? Ich nicht.“ Welch herbe Menschenverachtung, welches Gefühl unendlicher Überlegenheit spricht aus diesen schrecklichen Worten! Friedrich der Große vereinsamte viel früher, da er kein Familienleben führte. Den Ersatz, den er während der ersten Jahre im Umgang mit vertrauten Freunden fand, verdarb er sich selbst immer wieder sehr bald, weil keiner ihm geistig gewachsen war, und also keiner ihm auf die Dauer genügte. So wurde er frühzeitig ein einsamer harter Mann, viel bewundert, aber wenig geliebt, und bei seinem Tode atmeten gerade die erleichtert auf, die am meisten mit ihm zu thun gehabt hatten. Dieses Gefühl, doch schließlich für Menschen zu arbeiten, die tief unter ihnen stehn, flößt großen Männern auch oft genug, wenn auch vorübergehend, sogar Zweifel an der innern Berechtigung ihres Wirkens ein. In seinen spätern Jahren hat sich sogar Martin Luther zuweilen mit solchen Gedanken gequält, wenn er überschaute, was aus der von ihm entfesselten ungeheuern Bewegung hervorgegangen war, wie viel Unheil sich neben so vielem Großen an seine Fersen geheftet hatte; und Bismarck hat in trüben Stunden darüber geseufzt, daß er drei große Kriege veranlaßt und dadurch wohl viele Menschen unglücklich, aber wenige glücklich gemacht habe.

Nur sehr starke, auf fester religiös-sittlicher Grundlage stehende Menschen, die in sich etwas von göttlicher Berufung fühlen, können solche Zweifel hegen, ohne in Verzweiflung zu verfallen.

Empfindungen solcher Art müssen durch die Masse von Feindseligkeit verstärkt werden, die jeder große Mann gegen sich aufregt. Um des Ganzen willen muß er unzählige persönliche Interessen verletzen, die an sich berechtigt sind, festgewurzelten, liebgewordenen Gewohnheiten und Anschauungen entgegenzutreten. Abneigung und Haß der Betroffenen sind die Folge, um so mehr, je weniger verständlich seine Ziele zunächst sind, oder je weniger ihre Berechtigung allgemein anerkannt wird. Es ist die natürliche Reaktion. Einen großen Fürsten pflegt sie weniger zu treffen, schon weil das, was in seinem Namen geschieht, als nicht unmittelbar von ihm herrührend betrachtet werden kann; um so mehr trifft sie andre. Ein Herrscher freilich wie Napoleon I. hat unter den von ihm besiegten Völkern einen furchtbaren Haß ganz persönlich gegen sich erregt, mit Recht, weil er in der That seine Politik ganz persönlich machte; aber die leidenschaftliche Feindseligkeit, die in Preußen und Deutschland die Politik Wilhelms I. im Anfange der sechziger Jahre hervorrief, hat direkt weniger ihn, als Bismarck getroffen, wieder mit Recht. Denn die Seele dieser Politik, die mit allen Empfindungen seines Volks im schroffsten Widerspruche stand, war er und nicht sein König. Den Haß, der ihn damals verfolgte und bis zu meuchelmörderischen Anschlägen führte, hat er später, als die Mehrheit der Nation ihn begriffen hatte und bewunderte, durch den Kulturkampf und das Sozialistengesetz in weiten Volkskreisen aufs neue erregt, und dieser hat sich noch heute nicht ganz beruhigt, obwohl von der Maigesetzgebung nicht mehr viel und vom Sozialistengesetz gar nichts mehr übrig ist. Ja, der gewaltigste Staatsmann des Jahrhunderts hat im Reichstage überhaupt niemals eine sichere Mehrheit zusammenbringen können!

Freilich kommt dabei auch noch etwas andres in Betracht, das ist der gemeine Neid gegen alles Große, der nirgends widerwärtiger und niederträchtiger ist als in demokratischen Zeiten. Denn die Demokratie beruht auf der Fiktion, daß alle Staatsbürger einander gleich seien; sie kann also Männer, die dieser willkürlichen Voraussetzung widersprechen, grundsätzlich nicht dulden. Die oft erzählte Geschichte, daß in Athen ein einfacher Bürger seine Stimme für die Verbannung des ihm persönlich ganz unbekanntem Aristides abgibt, nur deshalb, weil er sich darüber ärgert, daß der Mann allgemein der Gerechte heißt, ist dafür typisch. Schade, daß uns die Geschichte den Namen dieses Biedermanns nicht aufbewahrt hat; er würde für demokratische Neider großer Männer ebenso typisch sein, wie Kleon für demokratische Maulhelden, Ephialtes für Landesverräter. Noch viel schimpflicher war es, daß die Athener den Themistokles, den Sieger von Salamis, später nicht nur stürzten, sondern schließlich als Landesverräter verfolgten, weil die Demokratie seine Größe nicht ertrug. Und wie verstanden später seine Gegner den großen Perikles, mit dem, wie man schon damals genau wußte, die Größe Athens stand und fiel, ins Herz zu treffen, als sie die Anklage wegen Gottlosigkeit gegen seine geistvolle

Gattin Aspasia erhoben, natürlich in lauterem Eifer für die durch diesen weiblichen Freigeist gefährdete Religion!

Die Gegenwart hat keine Ursache, sich hier eines Fortschritts zu rühmen. Im Gegenteil, seitdem die französische Revolution die allgemeinen Menschenrechte proklamiert hat, ohne ihnen die Menschenpflichten gegenüberzusetzen, seitdem ist die demokratische Neidhammelei und Gleichheitsflegelerei bedeutenden Männern gegenüber überall riesengroß ins Kraut geschossen, nicht zum wenigsten in Deutschland, wo die Nörgelsucht obendrein zu den wertvollsten Nationaltugenden gehört. Sachliche Bedenken waren es wahrhaftig nicht, die 1883 die Mehrheit des deutschen Reichstags bestimmten, eine zweite Direktorstelle für das Auswärtige Amt trotz oder auch wegen der dringendsten Befürwortung Bismarcks abzulehnen, sondern der ganz gemeine Nizel, den Gewaltigen, dessen Überlegenheit die kleinen Geister des hohen Hauses so oft knirschend empfanden, einmal die Macht des Reichstags empfindlich fühlen zu lassen. So etwas muß wohlthun.

Wer von solchem Neid und solchem Haß getroffen wird, empfindet das natürlich als schwarzen Uhdank, und in der That gehört Dankbarkeit gegen große Männer nicht zu den hervorstechenden Tugenden der Völker. Fürsten sind ihren Mitarbeitern oft dankbar, und keiner war es mehr, als Kaiser Wilhelm I.; ein Volk ist selten dankbar, denn der Dank kann immer nur einer Persönlichkeit gelten, mit der man sich innerlich verbunden fühlt, die man versteht, und große Männer werden vom Volke selten verstanden. Leichter als überragende Größe erträgt es Schwächen, weil diese ihm den Mann menschlich näher rücken, ihm vertraulicher machen. Bismarck hat gewiß die Dankbarkeit, man kann sagen des Kernes der Nation in hervorragendem Maße erfahren; aber so recht nahe gekommen ist er ihr doch eigentlich nicht als der alles bezwingende gewaltige Staatsmann und nicht wegen der Eigenschaften, die ihn dazu machten, sondern erst dann, als man einen Einblick in seine rein menschlichen Züge gewann, und das geschah im vollen Maße erst nach seiner Entlassung, die zugleich die menschliche Teilnahme für ihn aufgeregt hatte, weil er als der schwer Gekränkte erschien. Seitdem hat sich sein Bild in der Volkspheantasie merkwürdig verändert. Die harten Seiten seines heroischen Charakters, die dem Staatsmann am wenigsten fehlten und fehlen durften, sind übermalt und verwischt, und Bismarck erscheint nicht mehr so sehr als der eiserne Kanzler, der jeden Widerstand zerbrach, der große Streitredner, der furchtbare Gegner, sondern mehr als der liebenswürdige, gastfreie, große Herr, der bezaubernde Plauderer und Erzähler, der zärtliche Gatte und Vater, und lebendiger ist heute das Bild seiner Erscheinung in der Zeit seines Ruhestands, im langen schwarzen Rock mit weißer Halsbinde und großem Filzhut, als in der Kürassieruniform, die er seit 1870, solange er im Dienste war, fast immer trug. *)

*) Wir machen bei dieser Gelegenheit auf ein verdienstliches Werk des kürzlich in China auf so traurige Weise umgekommenen Obersten Grafen York von Wartenburg aufmerksam: Bismarcks äußere Erscheinung in Wort und Bild. 90 Bismarckbildnisse nach den Originalaufnahmen nebst Verzeichnis einer Sammlung von Bismarckphotographien. Berlin,

Treuer ist durch diesen Wandel der Auffassung sein Bild nicht geworden, und es ist auch kein Glück für uns, daß das erste gegen das zweite zurückgetreten ist. Denn mit dem Bilde des Bismarcks im Ruhestande verbindet sich die Erinnerung an seine Entlassung, das frühere führt uns die große Zeit Wilhelm's I. vor Augen, wirkt also erhebend; das spätere nährt eine Stimmung, die, so begreiflich sie sein mag, doch zu gar nichts nützt, sondern nur schädlich ist.

Denn wenn Neid und Haß große Männer in ihrer Wirksamkeit hemmen und stören, so kann das Gegenteil, kritiklose Bewundrung, zu einer Gefahr weniger für sie selbst als für ihr Volk werden. Schmeichelei und Liebedienerei, die sich oft um sie drängen, machen auf wirklich große Naturen wenig Eindruck; wer sich von ihnen bestimmen läßt, gehört nicht in diese Reihe. Viel schlimmer, zuweilen geradezu als ein Fluch, wirkt die Bewundrung, nicht an sich — denn der Heroenkultus ist etwas durchaus Berechtigtes und Unentbehrliches —, wohl aber dann, wenn sie aus jedem Ausspruch, den ein großer Mann bei einer bestimmten Veranlassung gethan hat, einen Glaubenssatz, aus jeder Maßregel oder jeder Richtung seines Handelns eine unverbrüchliche, für alle Zeiten gültige Regel machen, kurz seine Worte und Werke gewissermaßen dogmatisieren will. Das Dogmatisieren ist zuweilen unvermeidlich, weil die unselbständige Masse der Menschen einen festen Halt verlangt, an den sie sich ohne eignes Nachdenken anklammern kann; aber ein Nachteil ist es immer, denn es beschränkt den Gesichtskreis und die Bewegungsfreiheit, es wirkt erstarrend und verknöchern. Schwer hat besonders das deutsche Volk nach seiner ohnehin doktrinären Anlage unter der Dogmatisierung dessen, was seine größten Männer gedacht, gesagt und gethan haben, gelitten. So ist Martin Luthers Wirken frühzeitig dogmatisiert worden, weil man ihn beinahe als einen Religionsstifter, nicht als einen Reformator unter andern behandelte. Sein Glaubensbekenntnis galt nicht als ein Zeugnis seines Glaubens, der religiösen Anschauung seiner Zeit, sondern als ein unbedingt bindendes Gesetz, von dem jede Abweichung eine Ketzerei war, die zwar nicht mit Feuer und Schwert, aber doch mit kirchlicher Ausschließung und schweren Rechtsnachteilen bestraft wurde; seine Kirchenverfassung, wahrhaftig für ihn selbst nur ein Nothbehelf, der aus der deutschen Kleinstaaterie hervorging, als sich die Reichsgewalt und die Bischöfe der unvermeidlichen Reform versagten, und dem deutschen Partikularismus die Kirche überliefert hat bis zur Stunde, wurde zu einem Werk-

E. S. Mittler u. Sohn, 1900. VIII und 40 Seiten und 70 Tafeln. Die Bildnisse von Lenbach und andern Künstlern sind also grundsätzlich ausgeschlossen, dagegen viele bisher nicht in die Öffentlichkeit gelangte Aufnahmen zu den schon bekannten hinzugefügt worden. Die älteste Aufnahme stammt aus der Frankfurter Zeit (von 1858 oder 1859), die letzte vom 19. Oktober 1897, weitaus die meisten gehören den Jahren seit dem Rücktritt an, die spätern verraten deutlich die sinkende Kraft. Die oben im Texte gemachte Bemerkung wird durch dieses Bildwerk nur bestätigt. Beigegeben sind jedem einzelnen Bilde Erläuterungen über Entstehung und Situation.

zeuge der Herrschaft des ständischen Staats über die geduldigen Unterthanen vom „Nährstande,“ die der Regierung und den Grundherren gehorsam die Steuern zahlten und die Heilmittel der Kirche aus den Händen des „Lehrstands“ gläubig empfangen. Seine auf die Spitze getriebene Lehre vom „leidenden Gehorsam“ „sog den Lutheranern das Mark des Willens aus den Knochen.“ So verkümmerte dieses gewaltige, einst weltbeherrschende Volk in ödem Kleinram, es wählte, sich einrichten und seine kirchlichen Zänkereien ausfechten zu können ohne Rücksicht auf die große Welt ringsum, als wenn es auf einer Insel im Dzean gelebt hätte und nicht in der Mitte Europas; es verlor darüber den Rest seiner Weltstellung, und es war, als die römische Reaktion, von der ersten Weltmacht der Zeit getragen, energisch einsetzte, so unbehilflich und wehrlos geworden, daß es ohne fremde Hilfe schmachvoll erlegen wäre. Von der feurigen Thatkraft, dem bergebersekenden Glauben Martin Luthers war in dem lutherischen Teile des deutschen Volks gar nichts mehr, weil es sich in allem Wandel der Zeiten allzu sklavisch an seine Lehre geklammert hatte, statt sein Wesen in sich lebendig zu erhalten; es verstand nur noch zu leiden, nicht mehr zu handeln. Darum ist die ganze geistliche Dichtung der Zeit fast nur eine wehmütige Klage über das irdische Jammerthal, das nur von der Hoffnung auf ein besseres Jenseits schwach erhellt wird; die Poesie eines thatkräftigen, glaubensfreundigen Volks, wie es die kalvinischen Niederländer waren, ist sie nicht.

Rascher ist das friederizianische Preußen von seinem Schicksal ereilt worden. Nicht daß es von den Bahnen Friedrichs des Großen abwich, hat es nach Jena und Tilsit geführt, sondern daß es ihnen allzu lange und allzu ängstlich treu blieb. Unverändert blieben auch in dem zwischen 1786 und 1806 fast um das Doppelte seines Umfangs vergrößerten Staate die alten schmalen Grundlagen, Beamtentum und Heer, die alte Gliederung der Behörden, die durch den raschen Gebietszuwachs immer schwerfälliger, unübersichtlicher wurde, die schroffe rechtliche Scheidung der Stände, die Bildung und Taktik des Heeres. Darum genügte ein Stoß, um das scheinbar so fest gefügte Gebäude in Trümmer zu werfen, ein Schlachttag im thüringischen Saalgelände, um das Land bis an die Weichsel in die Hände des Siegers zu liefern. Friedrich der Große hat eben mehr eine längst begonnene Entwicklung, die Ausgestaltung Preußens zur Großmacht und zum festgefügtten absoluten Staate, abgeschlossen, als eine neue Zeit begonnen. Diese heraufzuführen, genügte es deshalb nicht, in seinen Bahnen einfach weiterzugehen, sie mußten verlassen werden, und sie sind seit 1807 verlassen worden.

Auch die Bismarckische Politik, die auf die Vergrößerung des preußischen Staatsgebiets, die Auseinandersetzung mit Österreich, die feste Einigung der deutschen Staaten mit Preußen, die Abwehr Frankreichs gerichtet war, hat vor allem den glänzenden Abschluß einer jahrzehntelangen Entwicklung Preußens und Deutschlands herbeigeführt, ganz neue Bahnen aber mehr im Innern eingeschlagen, indem sie vor allem die soziale Gesetzgebung Steins und Harden-

bergs mit genialem Blick sozusagen auf die städtischen Arbeitermassen übertrug. Wenn man diese Tatsache konstatiert, so wird Bismarcks unvergleichliche Wirksamkeit damit so wenig herabgesetzt wie mit dem ähnlichen Urteile über die historische Stellung Friedrichs des Großen. Ist doch jeder Abschluß zugleich die notwendige Voraussetzung zu einer neuen Entwicklungsreihe, nur daß ein solcher Abschluß niemals als endgültig aufgefaßt werden darf. In die Kolonialpolitik ist Bismarck erst sehr spät und mehr versuchsweise eingetreten; ein dringendes Bedürfnis war sie ihm so wenig, daß unter ihm der doch durch sie geforderte Ausbau der Flotte unterblieb, und daß er in den „Gedanken und Erinnerungen“ mit Stillschweigen darüber hinweggeht. Die Politik Wilhelms II. ist dagegen mit vollem Bewußtsein und ganzem Nachdruck zur Weltpolitik übergegangen, muß also vielfach auf neuen Bahnen wandeln. Denn um die Enthaltbarkeit ist es eine schöne Sache, aber für einen Staat kann sie zur tödlichen Schwäche werden, und Deutschland hat so viele Gelegenheiten unwiederbringlich versäumt, daß es sich den Luxus weiterer Versäumnisse nicht erlauben darf. Aber gerade weil die Regierung in der klaren Erkenntnis, daß das unter Wilhelm I. und Bismarck schwer Errungene nur dann erhalten werden kann, wenn man über die von ihm eingehaltene Grenzen hinausgeht, wenn man es weiterbildet, deshalb erheben die kritiklosen Bewunderer Bismarcks die schwersten Vorwürfe gegen sie; immer wieder muß sie sich jede Einzelheit seiner Politik als unverbrüchliches Gesetz für Gegenwart und Zukunft vorhalten lassen. Nicht nur die Tagespresse thut das mit Vorliebe, sondern auch Fürst Herbert Bismarck, der sich offenbar ganz als den Erben der Traditionen seines großen Vaters und als ihren berufenen Ausleger betrachtet, hat das leztthin durch seine Kritik unsrer chinesischen Politik im Reichstage gethan. Sollte das ein Vorstoß gegen die heutige Politik sein, so war er zu matt, und sollte in der Betonung des Unterschieds ein Vorwurf liegen, so war dieser grundlos; Graf Bülow hatte also völlig Recht, wenn er die Kritik in den höflichsten Formen, aber in der Sache sehr entschieden zurückwies. Noch vorsichtiger und zurückhaltender hat sich Fürst Herbert später in seinem altmärkischen Reichstagswahlkreise zu Burg und Genthin geäußert; aber er hat doch auch dort gesagt, daß wir in der auswärtigen Politik anders (also in seinem Sinne offenbar schlechter) dastünden als vor zwölf Jahren, und daß darüber bei der Mehrheit der Bevölkerung und der Presse „eine gewisse Unruhe“ herrsche. Eine solche Empfindung hat weiter nichts Auffälliges, denn die Deutschen müssen sich eben erst an die neuen politischen Aufgaben gewöhnen, und das wird nicht gefördert, wenn man ihnen fortwährend vorredet, daß es jetzt schlechter mit uns stehe als vor zehn oder zwanzig Jahren, ohne daß man diese Behauptung doch im einzelnen zu begründen wüßte. Unendlich stärker als jetzt war die „Unruhe,“ als das Ministerium Bismarck 1862 seine Wirksamkeit begann; damals galt Bismarck fast allen guten Patrioten keineswegs für ein Genie, sondern als ein verwegener, waghalsiger Spieler, der Preußen ins Unglück stürzen werde, und er erfreute sich deshalb des allgemeinsten Mißtrauens.

In der That hat die landesübliche gedankenlose Dogmatifizierung von Aussprüchen und Maßregeln Bismarcks, die doch immer einer ganz besondern Lage entsprangen und in ihr begründet waren, ihr sehr Bedenkliches; sie verdunkelt nur die wirklichen Verhältnisse und erschwert den Deutschen das Verständnis der Gegenwart. Seine ganze auswärtige Politik war beherrscht von dem Streben, eine große europäische Koalition gegen das neue Deutschland zu verhindern, also unsere Reibungsflächen möglichst zu verkleinern. Er hat deshalb gelegentlich Deutschland ein „saturiertes“ Land genannt, das nichts mehr erobern wolle. Das war sehr klug zu einer Zeit, wo es galt, das anfangs sehr lebhaftes Mißtrauen gegen das junge Reich zu beschwichtigen. Aber soll und kann uns das für die fernste Zukunft binden, uns, denen das Haus immer enger wird? Er hat wiederholt gesagt, Deutschland habe im Mittelmeer und im türkischen Orient keine „direkten Interessen“; trifft das heute noch zu, wo auch für uns das Mittelmeer als der nächste Weg nach Ostafrika, Indien, China und der Südsee wichtig geworden ist, und die deutschen Ingenieure in Kleinasien und Mesopotamien an der Arbeit sind? Er war ganz zufrieden, wenn sich Rußland im äußersten Osten engagierte und „die Wetterecke Europas“ in Ruhe ließ; kann noch heute auch nur entfernt davon die Rede sein, daß wir dem Zarenreiche ganz China ohne weiteres überlassen sollen? Auch hat Bismarck sich über dieselben Dinge ganz natürlich zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden geäußert, und er hat sehr verschieden gehandelt. Er hat ein gutes Verhältnis zu Rußland immer empfohlen und auf der weiten Welt nichts gesehen, was beide Länder in Gegensatz bringen müßte; aber er hat 1879 das Bündnis mit Oesterreich gegen Rußland geschlossen, zum Kummer Kaiser Wilhelms, der die Spitze wenigstens umbog, und zweimal hat Deutschland unter ihm dicht vor dem Kriege mit Rußland gestanden. Er wollte von einem Bündnis oder auch nur von einem Einverständnis mit England nichts wissen, schon weil ein solches das Mißtrauen Rußlands erregen müsse, aber er hat sich in kolonialen Dingen mit England immer ganz gut vertragen und jeden Gedanken an einen Bruch mit England weit von sich gewiesen. Er hat 1866 dem kleinstaatlichen Partikularismus das Haupt zerschmettert, und als dieser politisch unschädlich geworden war, besonders nach 1890 das Festhalten an jeder landschaftlichen Eigenart warm gepriesen; er hat in dieser Zeit oft genug die sorgsamste Berücksichtigung der „Imponderabilien der Volksseele“ empfohlen, und doch in seinen ersten, die Zukunft Deutschlands entscheidenden Jahren seine Politik im Widerspruch mit allen Imponderabilien der deutschen Volksseele gemacht. Er hat die Erzeugnisse der Tagespresse geringschätzig als „Druckerschwärze“ bezeichnet, und doch sich ihrer in so ausgiebiger und mannigfaltiger Weise bedient, wie kaum ein zweiter Staatsmann. Er hat, wie er selbst sagte, die Monarchie in Preußen und in Deutschland wieder in den Sattel gehoben, und später durch seine fortlaufende öffentliche Kritik an den Handlungen seiner Nachfolger zwar auf diese schwerlich Einfluß gewonnen, wohl aber — das muß einmal ehrlich gesagt werden — nicht wenig dazu beigetragen, in den guten

Deutschen die Achtung vor der Autorität der bestehenden Regierung zu schwächen und ihre alte Neigung zur Kritikelei wieder zu erwecken. Denn was in dieser Form nur ihm erlaubt sein konnte, weil er der Baumeister des Reichs war, dazu hält sich jetzt jeder kleine Zeitungsschreiber für berechtigt. Jeder nimmt es sich heraus, den leitenden Männern selbst in den schwierigsten Fragen der großen Politik den Text zu lesen und den „Berliner Machthabern“ — das wären allerdings eigentlich die der Stadt Berlin und nicht die des Deutschen Reichs — von Possemuckel oder Pleiß-Athen aus gute Lehren zu geben, ihnen Bismarcks Politik als Spiegelbild vorzuhalten. Das nennt man dann politische Reife des deutschen Volks, dessen Mehrheit immer noch keine politischen Gedanken, sondern nur politische Gefühle hat.

Es kann auf der Welt nichts Dümmeres geben, als die Worte und Werke dieses größten Realpolitikers dogmatifizieren zu wollen, der immer ein Feind aller politischen Doktrin gewesen ist und in der Politik immer eine Kunst, die Kunst des Möglichen, nicht eine Wissenschaft gesehen hat. Zum Glück thun das Kaiser und Kanzler nicht; sie handeln vielmehr gut bismarckisch, indem sie dasselbe nach ihrer Weise und nach der jeweiligen Weltlage erstreben, die Größe und das Glück des Vaterlands. Ein bindendes, für alle Fälle giltiges Rezept dafür giebt es nicht, ein solches hat auch Fürst Bismarck nicht aufgestellt und nicht aufstellen wollen. Was man von ihm lernen kann, das sind nicht einzelne Grundsätze und Maßregeln, sondern allgemeine Dinge: nur deutsche Interessen zur Richtschnur zu nehmen, hohe, klar erkannte Ziele stetig, besonnen und wenn es sein muß mit dem größten Nachdruck zu verfolgen. Ob das in genialer oder in mehr geschäftsmäßiger Weise geschieht, das hängt von der Persönlichkeit der leitenden Männer ab, die doch nicht verpflichtet sind, Genies zu sein.

Gewiß hat es etwas Tragisches, daß das Wirken auch der größten Männer, ja man kann sagen gerade der größten Männer in einem gesunden Volke immer wieder nur den Anstoß zu neuen Bildungen bietet, die darüber hinausgehen und von ihnen weder vorausgesehen noch gewünscht worden sind. Das ist noch tragischer als Haß und Neid und innere Vereinsamung. Aber es liegt das alles in der Natur der Menschen und der menschlichen Dinge, und versöhnend wirkt dabei zweierlei: nur durch große Menschen vollziehen sich die großen Fortschritte eines Volks, und mag von ihren Werken auch kein Stein auf dem andern bleiben, so bleibt doch unvergänglich das Bild ihrer Persönlichkeit, und in diesem offenbart sich den Nachkommen immer wieder die unverwüßliche Tüchtigkeit, das Göttliche in der Menschennatur. *

